



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2018

Diskurslinguistik und Transsemiotizität

Linke, Angelika ; Schröter, Juliane

Abstract: Der Handbuchartikel skizziert die Möglichkeiten, das Konzept des Diskurses, wie es im Anschluss an Foucault in die Linguistik aufgenommen worden ist, für die Analyse von Aussagen- und Wissenszusammenhängen fruchtbar zu machen, die nicht allein zwischen sprachlichen Äußerungen, sondern auch zwischen diesen und semiotischen Phänomenen unterschiedlichster Art bestehen bzw. zu vermuten sind. Damit wird ein transsemiotisches Diskurskonzept konturiert, das insbesondere im Rahmen einer kulturanalytischen Linguistik, d. h. für diskurslinguistische Untersuchungen, die nach der sozialen und kulturellen Bedingtheit und Wirkmächtigkeit von Sprache und Zeichen, Sprachgebrauch und Zeichengebrauch fragen, hilfreich erscheint. Darüber hinaus könnte es auch jenseits der Linguistik für diskursanalytische Studien des kulturellen Zusammenhangs, der kulturellen Voraussetzungen und Konsequenzen von Ensembles zeichenhafter Prozesse und Produkte ganz verschiedener Materialitäten bzw. Modalitäten verwendet werden.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110296075-019>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-166006>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Linke, Angelika; Schröter, Juliane (2018). Diskurslinguistik und Transsemiotizität. In: Warnke, Ingo H. Handbuch Diskurs. Berlin, Boston: De Gruyter, 449-469.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110296075-019>

19. Diskurslinguistik und Transsemiotizität

Abstract: Der Handbuchartikel skizziert die Möglichkeiten, das Konzept des Diskurses, wie es im Anschluss an Foucault in die Linguistik aufgenommen worden ist, für die Analyse von Aussagen- und Wissenszusammenhängen fruchtbar zu machen, die nicht allein zwischen sprachlichen Äußerungen, sondern auch zwischen diesen und semiotischen Phänomenen unterschiedlichster Art bestehen bzw. zu vermuten sind. Damit wird ein *transsemiotisches* Diskurskonzept konturiert, das insbesondere im Rahmen einer kulturanalytischen Linguistik, d. h. für diskurslinguistische Untersuchungen, die nach der sozialen und kulturellen Bedingtheit und Wirkmächtigkeit von Sprache und Zeichen, Sprachgebrauch und Zeichengebrauch fragen, hilfreich erscheint. Darüber hinaus könnte es auch jenseits der Linguistik für diskursanalytische Studien des kulturellen Zusammenhangs, der kulturellen Voraussetzungen und Konsequenzen von Ensembles zeichenhafter Prozesse und Produkte ganz verschiedener Materialitäten bzw. Modalitäten verwendet werden.

- 1 Einführung
- 2 ‚Diskurs‘ und Transsemiotizität
- 3 Transsemiotische Diskurslinguistik – Möglichkeiten ihrer Umsetzung
- 4 Beispiel: ‚Spezies‘-Grenzen zwischen Mensch und Tier
- 5 Fazit: Transsemiotische Diskurslinguistik und Wissen
- 6 Literatur

1 Einführung

Für unsere folgenden Überlegungen können wir nur sehr bedingt auf direkte Vorarbeiten im linguistischen Kontext zurückgreifen; Aufbau und Inhalt des vorliegenden Handbuchartikels sind entsprechend weniger auf die Zusammenführung und übersichtliche Darstellung vorhandener theoretischer Überlegungen und bereits vorgelegter Untersuchungsergebnisse ausgerichtet als vielmehr auf den Entwurf und die Exemplifizierung eines Diskurskonzepts, das wir als ein transsemiotisches anlegen.

Gleichwohl ist das Konzept des transsemiotischen Diskurses sowohl auf diskurstheoretische Überlegungen Michel Foucaults wie auf neuere diskurslinguistische Diskussionen rückbeziehbar. Wir gewinnen unser Konzept folglich aus a) der Anknüpfung an und begründeten Abgrenzung von dem breiten Spektrum von Theorien, Methoden und Haltungen (vgl. die Formulierung bei Gardt 2007, 44), die sich derzeit dem diskurslinguistischen Feld zuordnen lassen (vgl. dazu die Übersichten Bluhm u. a. 2000; Gardt 2007; Spitzmüller/Warnke 2011, 78–117;

Reisigl 2013; Reisigl/Ziem 2014), und aus b) einer auswählenden und gewichtenden Lektüre der Texte Michel Foucaults, in denen er seinen Diskursbegriff maßgeblich entwickelt und besonders explizit beschreibt (vorrangig Foucault 1981 und Foucault 2003).

Dementsprechend versuchen wir, im folgenden, zweiten Abschnitt zunächst den Begriff des ‚transsemiotischen Diskurses‘ näher zu bestimmen und einzuordnen. Im dritten Abschnitt werden die grundsätzlichen Möglichkeiten diskutiert, mit einem solchen Diskursbegriff empirische Zeichenensembles zu untersuchen. Konkretisiert werden diese Möglichkeiten im vierten Abschnitt, der sich exemplarisch mit zeichenhaften Praktiken auseinandersetzt, die sich auf (Haus-)Tiere beziehen und die wir versuchsweise als Elemente eines transsemiotischen Diskurses lesen. Der letzte, fünfte Abschnitt widmet sich der Frage nach den epistemologischen Konsequenzen des transsemiotischen Diskurskonzepts, d. h. einerseits der Frage nach den empiriebasierten Erkenntnissen, die sich damit gewinnen lassen, andererseits derjenigen nach den Implikationen für die theoretische Konzeptualisierung von Sprache, Zeichen, Wissen und deren Zusammenhang. Vor allem in den theoretischen Abschnitten greifen wir auf Überlegungen aus Linke 2015 zurück. Wir elaborieren, präzisieren und exemplifizieren diese in unserem Beitrag und kommen entsprechend auch zu weiterführenden Schlussfolgerungen.

2 ‚Diskurs‘ und Transsemiotizität

2.1 Ein Definitionsversuch

Unter einem ‚Diskurs‘ verstehen wir ein dynamisches Netz von soziokulturell zeichenhaften Phänomenen, die vom selben Formationssystem geprägt sind.

Diese vordergründig sehr einfache Bestimmung erfordert einige Erläuterungen:

1. Dass ein Diskurs ein Netz von *Phänomenen* ist, bedeutet, dass in einen Diskurs immer eine Vielzahl empirisch vorhandener, sinnlich wahrnehmbarer Entitäten eingehen. Eleganter könnte man formulieren, dass ein Diskurs eine Positivität bildet (vgl. Foucault 1981, 42 und 145–147; Foucault 2003, 10, 35 und 38). Bei den für einen Diskurs konstitutiven Phänomenen kann es sich sowohl (a) um unreflektierte, unabsichtliche wie um voll bewusste, strategisch eingesetzte Handlungen, Vorgehensweisen, Praktiken oder, allgemeiner, Momente menschlichen Verhaltens handeln als auch (b) um dauerhaftere materielle, gegenständliche Ergebnisse oder Produkte menschlicher Tätigkeit als auch (c) um solche prozessualen Vorkommnisse oder materiellen Gegebenheiten, die zwar unabhängig von menschlicher Produktion oder menschlicher Einwirkung entstanden sind, aber Objekte gesellschaftlicher Aufmerksamkeit und Deutung bilden.

2. Dass ein Diskurs ein Netz von *zeichenhaften* Phänomenen ist, impliziert, dass den entsprechenden Phänomenen über ihr positives Sein hinaus eine semiotische

Qualität oder Signifikanz zukommt. Dies gilt in besonders augenfälliger Weise für sprachliche Äußerungen, grundsätzlich jedoch für Phänomene ganz unterschiedlicher Art, z. B., um nur einige wenige zu nennen, für Musikstücke, Spielzeug, Lebensmittel, Bilder, Möbel, Architektur, Kleidung, Kommunikationsapparate und für die Prozesse von deren Produktion und Rezeption bzw. des Umgangs mit ihnen. Mit Blick auf die Sprache ist herauszustreichen, dass die *diskursive* Signifikanz eines – mehr oder weniger komplexen – sprachlichen Ausdrucks nicht notwendig mit dessen semantischer Bedeutung zusammenfällt und unter Umständen nur indirekt mit dieser verbunden ist.

3. Dass ein Diskurs ein Netz von *soziokulturell* zeichenhaften Phänomenen ist, heißt, dass die entsprechenden Signifikanz nicht nur Gegenstand bzw. Ergebnis individueller Deutungsprozesse sind, sondern dass ihnen gesellschaftliche Relevanz zukommt, dass also die Phänomene kollektiv bekannt sind und von vielen Individuen ähnlich ‚gelesen‘ bzw. verstanden werden.

4. Dass wir mit Blick auf die den Diskurs konstituierenden soziokulturell zeichenhaften Phänomene von einem *dynamischen Netz* sprechen, signalisiert unser Verständnis von Diskursen als nicht additiv oder summativ zu begreifenden und nicht statischen Ganzheiten, sondern als assoziativ-integrativ zu denkenden, in ständigem Wandel befindlichen Assemblagen.

5. Dass ein Diskurs schließlich ein dynamisches Netz von soziokulturell zeichenhaften Phänomenen ist, die *vom selben Formationssystem geprägt* sind, soll – mit deutlichem Rückbezug auf Foucault (vgl. 1981, vor allem 108–112 und 165–171) – besagen, dass die Elemente eines Diskurses in Bezug zu einem kohärenten Set mentalitärer Prämissen, zu einem Set von Verhaltensmöglichkeiten und -neigungen, Konzeptualisierungen, Überzeugungen, Wertungen, Affektdispositionen usw. stehen. Dabei haben wir ein anderes, breiteres Verständnis von Mentalität als Foucault selbst (vgl. dazu Foucault 1981, 34, 92 und 176), das vielmehr demjenigen von Fritz Hermanns (vgl. 1995, 72–79) entspricht. Das Set mentalitärer Prämissen wird, der Soziokulturalität der Diskursphänomene entsprechend, von einer kleineren oder größeren Kommunikationsgemeinschaft geteilt, d. h. es ist immer an ein menschliches Kollektiv gebunden. Das Formationssystem ist nicht direkt beobachtbar, es wird erst im bzw. als Diskurs manifest. Als Set mentalitärer Prämissen, die ineinander greifen, ist das Formationssystem zudem nicht losgelöst von dem zu verstehen, *was außerhalb der Köpfe und Körper der Akteure ist* – wozu u. a. Machtstrukturen, materielle Lebensbedingungen und, nicht zu vernachlässigen, andere Diskurse gehören. Das Formationssystem stiftet die Einheit eines Diskurses und macht die Phänomene, die Elemente des Diskurses sind, zu dessen ‚Aussagen‘, insofern sie alle als Indikatoren und Wirkungsfaktoren des Formationssystems fungieren. Das Formationssystem bildet die Existenzbedingung dieser Phänomene *als* Phänomene eines Diskurses, es prägt oder, wie aus der Bezeichnung hervorgeht, es *formiert* sie; es wird aber auch seinerseits durch diskursive Phänomene konstituiert und, da sinnlich wahrnehmbar gemacht, zugleich stabilisiert. Diskurs(e) und

Formationssystem(e) bedingen sich also gegenseitig und sind insofern gleichursprünglich. Die Vorstellung, dass Formationssysteme gegenüber Diskursen vorgängig sind oder gar eine eigenständige Existenz unabhängig von diskursiver Konkretisierung haben, erscheint uns als unzutreffend.

2.2 Diskussion

Das umrissene Diskurskonzept deckt sich in vielen Punkten mit Diskursverständnissen, die in der gegenwärtigen linguistischen Forschung vertreten werden. Wertet man eine exemplarische Textauswahl aus – etwa die klassischen Referenztexte Busse/Teubert 1994 (14–16) und Hermanns 1995 (86–91), die Metastudien Gardt 2007 (27–30) und Reisigl 2013, die Einleitungen bzw. Einführungen in aktuelle Sammelbände Warnke 2007 (9) und Busse 2013 (38–39), die neueren Dissertationen Faulstich 2008 (4, 24 und 30–33) und Spieß 2011 (110–115) sowie die kürzlich erschienene Einführung Niehr 2014 (29–32) –, dann erscheinen diese Diskursverständnisse trotz ihrer Uneinheitlichkeit in vieler Hinsicht als kompatibel miteinander. Besonders häufig wird die Auffassung vertreten, dass ein Diskurs ein Ensemble von 1) tatsächlich gemachten 2) sprachlichen Äußerungen oder Texten zu 3) einem Thema oder Themenkomplex ist. Diskussionswürdiger als die Gemeinsamkeiten sind für uns die Unterschiede zwischen dem im Folgenden näher zu charakterisierenden transsemiotischen Diskurskonzept und dem, was wir als diskurslinguistische ‚Mehrheitsmeinung‘ ausmachen. Die Abweichungen liegen aus unserer Sicht vor allem in zwei Bereichen, die sich mit den Stichwörtern *Thematisität* und *Transtextualität* bezeichnen lassen. Sie hängen direkt mit der von uns postulierten *Transsemiotizität* von Diskursen zusammen.

Wenn wir nun genauer auf diese Abweichungen eingehen und sie begründen, so ist dies nicht mit der Absicht verbunden, die Nützlichkeit, gar die Berechtigung anderer Diskurskonzepte infrage zu stellen. Im Gegenteil: Wir sind der Auffassung, dass in der Disziplin der linguistischen Diskursanalyse (oder, hier von uns synonym gebraucht, Diskurslinguistik) parallel mit verschiedenen – reflektierten, gekennzeichneten und begründeten – Diskurskonzepten gearbeitet werden sollte, insofern sich diese in ihrem Erkenntnispotenzial gegenseitig vervollständigen. In diesem Sinne ist das transsemiotische Diskurskonzept als eine Ergänzung des existierenden Spektrums von Diskurskonzepten gedacht, eine Ergänzung, die soziokulturell bzw. gesellschaftlich relevante Aussagen- und Wissenszusammenhänge in nochmals anderer, spezifischer Weise sichtbar machen und ausleuchten könnte.

Thematisität

Dass in der obigen Bestimmung von ‚Diskurs‘ das Stichwort ‚Thema‘ nicht fällt, verweist bereits ex negativo auf eine Abweichung vom derzeitigen diskurslinguisti-

schen ‚Mainstream‘. Die *Thematizität* von Diskursen, dass Diskurse also aus Äußerungen oder Texten zu einem Thema oder Themenkomplex bestehen, ist – auch wenn es abweichende Positionen gibt (vgl. etwa Warnke 2007, 18; Schröter 2011, 6; Linke 2015, 71–73) – im Kontext linguistischer Diskursanalyse ein zentrales Definieren des Gegenstands. Insofern kommt der linguistische Diskursbegriff dem alltags-sprachlichen, zumindest aber dem des Feuilletons recht nahe: auch dieser ist deutlich thematisch fokussiert. Mit Ausdrücken wie ‚Atomausstiegsdiskurs‘ oder ‚universitärer Exellenzdiskurs‘ ist dort meist so viel wie ‚alle Beiträge zur gesellschaftlichen Diskussion für und wider den Atomausstieg‘ bzw. ‚alles, was derzeit zu universitärer Exzellenz gesagt und geschrieben wird‘ gemeint. ‚Diskurse‘ erscheinen dadurch als Summen thematisch bestimmter Äußerungen, als thematisch bestimmte sprachliche Totalitäten, als „Zeitgespräch“, um Hermanns’ (1995, 88) Erklärung des Ausdrucks ‚Diskurs‘ zu zitieren.

Die Einheit eines Diskurses über ein Thema und damit in erster Linie *semantisch* zu bestimmen, ist nicht zuletzt methodisch bzw. forschungspraktisch von Vorteil, da ein solcher Diskursbegriff relativ leicht zu operationalisieren ist. So erleichtert der thematische Zugriff u. a. die Zusammenstellung des Untersuchungsmaterials – über die Eingabe entsprechender Stichwörter lassen sich rasch diejenigen Äußerungen bzw. Texte in digitalen Korpora auffinden, die das gewählte Thema betreffen und damit zu dem Diskurs gehören, der untersucht werden soll. Entsprechend setzen viele diskurslinguistische Analysen semantische Schwerpunkte: Dass Niehr (2014, 70) in seiner Einführung die „drei Analyseebenen“ der „Lexik, Metaphorik und Argumentation“ genauer thematisiert, reflektiert den Umstand, dass diese sich, wie er schreibt, „bei der Erforschung von Diskursen aus linguistischer Perspektive als zentral erwiesen haben“.

Wenn wir hier dennoch von einer thematischen Bestimmung von Diskursen absehen, so zum einen, weil uns nicht nur die kritische Analyse, sondern auch die Entdeckung von Diskursen interessiert. Die diskurslinguistische Beschäftigung mit thematisch definierten Diskursen setzt deren Existenz aber immer schon voraus. Häufig gilt sie Diskursen, die in der gesellschaftlichen, politischen, massenmedialen Diskussion bereits mit einem ‚Label‘ versehen und damit ‚gesetzt‘ sind, etwa dem ‚Migrationsdiskurs‘ (vgl. Jung u. a. 1997; Jung u. a. 2000; Wengeler 2003), dem ‚Krisendiskurs‘ (vgl. Wengeler 2013; Wengeler/Ziem 2014), dem ‚Sterbehilfediskurs‘ (vgl. Felder/Stegmeier 2012) usw. Die Entdeckung von Diskursen gehört deshalb bislang nicht zum diskurslinguistischen Kerngeschäft. Zum anderen ist ausschlaggebend, dass sich ‚Thema‘ als traditionell sprachbezogener Begriff nicht ohne Weiteres auf nicht-sprachliche zeichenhafte Phänomene wie etwa Körperpraktiken oder Artefakte anwenden lässt. Zumindest in einem klassisch semantisch begründeten Verständnis kann er folglich nicht im Zentrum eines transsemiotischen Diskurskonzepts stehen.

Dasjenige, was einen Diskurs ‚im Innersten zusammenhält‘, was ihm Kohärenz verleiht und was es ermöglicht, einen Diskurs trotz unscharfer Grenzen und deren

permanenter Verschiebungen überhaupt als solchen zu identifizieren, ist dem transsemiotischen Diskurskonzept zufolge das Formationssystem. Das Konzept lehnt sich damit eng an Michel Foucaults Entwürfe an: Wohl nicht zuletzt auch in der Absicht, eine thematisch-semantische oder allzu konkret-gegenstandsbezogene Bestimmung zu vermeiden, beschreibt Foucault ‚Diskurs‘ als „Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören“ (Foucault 1981, 156, vgl. 58, 70–71, 105, 108 und 170). Entsprechend schließt er an unterschiedlichen Stellen mehr oder weniger explizit aus, dass ein Diskurs von den Äußerungen zu einem „Objekt“, „Gegenstand“ oder „Thema“ (Foucault 1981, 49, 50 und 54) konstituiert wird – diese werden für ihn gerade umgekehrt erst vom Diskurs konstituiert.

Aus dem Verständnis des Formationssystems als Set mentalitärer Prämissen, als Set von Verhaltensmöglichkeiten und -neigungen, Konzeptualisierungen, Überzeugungen, Wertungen, Affektdispositionen etc., also als ‚Wissen‘ im weiteren und *formenden* Sinne, folgt allerdings – mehr oder weniger zwingend – die *Gerichtetheit* oder *Bezogenheit* des Formationssystems, insofern die Konzeptualisierungen, Überzeugungen, Wertungen usw. immer schon Überzeugungen, Wertungen, Konzeptualisierungen *von etwas* sind. Formationssysteme wären also jeweils auf eine Art Bezugspunkt gerichtet, dem die Phänomene des zugehörigen Diskurses aber nur indirekt, über ihre Prägung durch das Formationssystem, verpflichtet sind. Die Bezeichnung eines Bezugspunkts mag derjenigen eines Themas ähneln, ist aber nicht damit identisch. So lassen sich etwa die in Abschnitt 4 exemplarisch diskutierten sprachlichen wie nichtsprachlichen Praktiken allesamt als Momente einer Veränderung von mentalitären Prämissen verstehen, deren Bezugspunkt die soziale Relation zwischen Mensch und (Haus-)Tier ist. Der entsprechende Diskurs verhandelt diese Relation, ohne dass seine Elemente jedoch dieser Relation thematisch verpflichtet wären.

Transtextualität

Es ist ebenfalls kein Zufall, dass im obigen Definitionsversuch nicht davon die Rede ist, dass ein Diskurs eine ‚transtextuelle‘ Größe sei, obwohl zahlreiche diskurslinguistische Arbeiten ex- oder implizit von einem transtextuellen Verständnis von Diskurs ausgehen. Besonders prominent haben Jürgen Spitzmüller und Ingo Warnke das Stichwort im Titel eines Sammelbandes und ihrer Einführung in die Diskurslinguistik platziert (vgl. Warnke/Spitzmüller 2008; Spitzmüller/Warnke 2011). Grundsätzlich lassen sich zwei Lesarten von ‚transtextuell‘ unterscheiden, die allerdings in der Regel nicht ausdrücklich getrennt werden. Die erste Lesart siedelt den Diskurs als sprachlichen Rang oder sprachliche Ebene oberhalb des Textes an. In dieser – sehr häufig anzutreffenden – Modellierung sind Diskurse transtextuelle Größen im Sinne eines virtuellen Textkorpus, welches methodisch reflektiert auf eine überschaubare Menge repräsentativer Textexemplare reduziert und auf diese Weise in einen konkreten Untersuchungsgegenstand überführt werden kann. In

seiner Einführung in die Diskurslinguistik zählt Thomas Niehr (2014, 29) dementsprechend genau diese Form von Transtextualität zu den definitiven Merkmalen von ‚Diskurs‘, „auf die sich linguistische Diskursforscher wohl einigen könnten“. Die Auffassung des Diskurses als ausgreifende und komplexe sprachliche Ebene jenseits des (Einzel-)Textes ist gut kompatibel mit dem Verständnis von Diskursen als thematischen Einheiten, insofern sich das Thema als dasjenige Kriterium denken lässt, das eine Reihe von Texten oder von Elementen aus diesen zu einem größeren Ganzen verbindet. Zugleich liegt diese Sichtweise sprachwissenschaftsgeschichtlich nahe: Dass die Textlinguistik wesentlich aus der Einsicht heraus entstanden ist, dass es eine sprachliche Einheit jenseits von Sätzen gibt, zu der sich diese in systematischer Weise verbinden, begünstigt die Vorstellung, dass Diskurse eine systematische Größe jenseits von Texten sind, in welche diese wiederum eingehen (zur Verbreitung dieser Ansicht auch in der Textlinguistik vgl. Warnke 2007, 7; zur „Einbindung des Diskurses in die Konstituentenstruktur der Sprache“ samt kritischer Hinterfragung vgl. außerdem Spitzmüller/Warnke 2011, 22–25, hier 25).

Den Diskurs am oberen Ende der klassischen Aszendenz sprachlicher Ränge zu verorten, die von ‚Laut‘ bzw. ‚Buchstabe‘ über ‚Wort‘ und ‚Satz‘ zu ‚Text‘ bzw. ‚Gespräch‘ führt, hat den Vorteil, die Kategorie des Diskurses gleich in doppelter Weise linguistisch zu disziplinieren: Dem Diskurs wird ein wohldefinierter ‚Ort‘ in einer bestehenden disziplinären Architektur zugewiesen, und die Diskurslinguistik kann damit einen gleichberechtigten Platz neben den anderen linguistischen Teildisziplinen (wie Phonologie, Morphologie, Syntax, Textlinguistik) beanspruchen.

Gegenüber dieser ‚architektonischen‘ Lesart von Transtextualität geben wir jedoch der zweiten möglichen den Vorzug, in der ein Diskurs nicht *oberhalb*, sondern *durch die* Größe des Textes *hindurch* existiert. Wenn sich ein Diskurs aus sprachlichen und nicht-sprachlichen zeichenhaften Phänomenen ergibt, lässt er sich sinnvoll nur als eine Analyseeinheit denken, welche die Ebene des Textes *kategoriell* transgrediert, nicht aber als eine Einheit, die die Ebene des Textes aufgrund ihrer *Komplexität* bzw. als eine zusätzliche Organisationsstufe (à la ‚mehrere Sätze ergeben einen Text, mehrere Texte ergeben einen Diskurs‘) überschreitet. Wir denken den Diskurs stattdessen als eine *quer* zur Aszendenz von Laut, Wort, Phrase, Satz und Text liegende Größe, welche die Systematik sprachlicher Ränge nicht ergänzt oder erweitert, sondern sprengt, weil sie auf allen sprachlichen Rängen und darüber hinaus greifbar werden kann. Diskursanalyse als transtextuelle Analyse wäre damit nicht mehr in der Architektur der klassischen Analyseebenen anzusiedeln. In diesem zweiten Verständnis von Transtextualität lassen sich Diskurse zwar ebenfalls (und unter Umständen vorrangig) in Wörtern, Sätzen und Texten erfassen, sie sind aber kategoriell nicht an sprachliche Prozesse und Produkte gebunden. Mit anderen Worten: Auch wenn Diskursanalysen auch und gerade sprachliche Phänomene in Texten bzw. *Ko-* und *Kontexten* berücksichtigen können und sollen, kommt der Textebene nicht von vornherein ein privilegierter Status zu.

Transsemiotizität

Unser a-thematisches und in der zweiten beschriebenen Lesart transtextuelles Verständnis von Diskurs eröffnet also die Möglichkeit, Aussagen von Diskursen nicht nur in sprachlicher Form (gebunden an sprachliche Äußerungen), sondern in den unterschiedlichsten semiotischen Ausdrucksformen zu erkennen, beispielsweise in fotografischen Darstellungen, Hygienepraktiken, Schulstrukturen, Tanzformen oder wissenschaftlichen Apparaturen – auch wenn diese semiotischen Phänomene, um eine Reformulierung Foucault'scher Gedanken durch Gilles Deleuze aufzugreifen, „ohne gemeinsames Maß, ohne jede Reduktion oder diskursive Äquivalenz“ sind (Deleuze 1992, 34; vgl. hierzu auch Rabinow/Dreyfus 1994, 70). Trans textualität in der zweiten Lesart geht deshalb eng mit unserem im Folgenden näher zu erläuternden Verständnis von *Transsemiotizität* zusammen. Analog zu ‚transtextuell‘ verstehen wir unter ‚transsemiotisch‘ so viel wie ‚quer durch sprachliche Äußerungen und semiotische Phänomene aller anderen denkbaren Arten hindurch‘. Dass Diskurse, wie wir bereits formuliert haben, nicht nur als transtextuelle, sondern auch als transsemiotische Größen gedacht werden können, lässt sich durch das theoretisch kaum je thematisierte, lebensweltlich aber recht selbstverständliche Faktum stützen, dass es uns im Alltag im Normalfall keinerlei Mühe macht, in der semiotischen Vielfalt und Heterogenität der uns umgebenden Welt Kohärenzen wahrzunehmen und Ordnungen auszumachen, die sowohl Wörter als auch Handlungen und Dinge in ihrer jeweiligen Zeichenhaftigkeit umfassen.

Innerhalb der Linguistik ist es demgegenüber immer noch weitgehend selbstverständlich, dass Diskurse ausschließlich aus sprachlichen Äußerungen bzw. Texten bestehen, und selbst die nicht-linguistische Diskursanalyse ist erstaunlich sprachfixiert (vgl. dazu etwa die aktuellen Übersichtsartikel zur Diskursforschung in unterschiedlichen Disziplinen und Interdisziplinen in Angermüller u. a. 2014). Allerdings wendet sich die linguistische Diskursanalyse in letzter Zeit vermehrt auch dem Nicht-Sprachlichen, insbesondere dem Bildlichen zu. So enthalten etwa aktuelle diskurslinguistische Sammelbände auch Beiträge, die Nicht-Sprachliches zum Gegenstand machen bzw. zumindest für dessen Einbezug in die Analyse plädieren (vgl. vorrangig Meier 2008; Fraas/Meier 2013; Karg 2013; Klug 2013; Meier 2013; Spieß 2013; Spitzmüller 2013; Warnke 2013; Wengeler 2013). Zu fragen ist, inwieweit in diesen Beiträgen vor allem an solche nicht-sprachlichen Zeichenphänomene gedacht ist, die direkt auf Sprachliches bezogen sind, also etwa an Bilder, die „bestimmte Aussagen, Argumente etc. verstärken und selbst eine argumentative Funktion im Diskurs einnehmen“, wie Constanze Spieß formuliert (Spieß 2014, 197). Ähnlich fordert etwa Stefan Meier in einem Beitrag aus sozial- bzw. bildwissenschaftlichem Kontext heraus zwar, „diskursive Praxis als multimodale Kommunikation zu verstehen“ (Meier 2011, 508), doch geht er in der Konkretisierung dieser Forderung nicht über das hinaus, was in der multimodalen Textanalyse bereits geleistet wird, d. h. es wird in erster Linie der direkte gegenseitige Bezug von bildli-

chen und sprachlichen Aussagen im Kontext von printmedialen oder filmischen Kommunikaten berücksichtigt. Dass es gegenwärtig gleichwohl zu einer Öffnung des Diskursbegriffs auf Nicht-Sprachliches hin kommt (vgl. etwa Warnke 2007, 16; Warnke/Spitzmüller 2008, 5 und 8–14; Roth/Spiegel 2013, 10; Reisigl/Warnke 2013, 8), ist unserer Einschätzung nach auf drei allgemeinere wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungen zurückzuführen: erstens auf die vermehrte Beachtung von *Akteuren* in der Diskurslinguistik (die mit der Aufmerksamkeit auf deren nicht-sprachliches Handeln einhergeht), zweitens auf die Sensibilisierung für die *Multi-modalität* mündlicher wie schriftlicher Kommunikation in der Linguistik ganz allgemein (die die Verzahnung von Sprache und anderen semiotischen Ressourcen in den Fokus geraten lässt) und drittens auf das zunehmende Interesse am Konzept der *Praktik* sowohl in der Gesprächslinguistik als auch in den benachbarten Sozial- und Kulturwissenschaften (das gerade auch materielle Objekte und Infrastrukturen als Partizipanden von Praktiken ins Zentrum rückt). Das hier vorgestellte transsemiotische Diskurskonzept sieht sich in der Fortsetzung dieser Entwicklungslinien.

Mit anderen Worten: Wir wollen das Konzept ‚Diskurs‘ nicht linguistisch disziplinieren, sondern es dazu nutzen, *aus der Linguistik heraus* neues analytisches Terrain zu erschließen. Dies bedeutet auch, dass wir die schon bei Foucault angelegte Chamäleonhaftigkeit des Begriffs nicht bedauern, sondern uns produktiv zu eigen machen. So finden sich einerseits viele Formulierungen Foucaults, die eine gewisse ‚Sprachfixierung‘ seines Diskurskonzepts zu stützen scheinen: Es geht für ihn, wie er schreibt, in erster Linie um „*sprachliche* Performanzen“ (Foucault 1981, 168, Hervorhebung AL/JS, vgl. auch 167–169 und 182); ja Sprache selbst „existiert nur als Konstruktionssystem für mögliche Aussagen“, und das „Feld der diskursiven Ereignisse“ ist für ihn „stets die endliche und zur Zeit begrenzte Menge von allein den *linguistischen* Sequenzen, die formuliert worden sind“ (Foucault 1981, 124, 42, Hervorhebung AL/JS, vgl. weiterhin 41 sowie Foucault 2003, 10). Andererseits erklärt Foucault Diskurse aber auch semiotisch offener als „Mengen von Zeichenfolgen“ (Foucault 1981, 156), und er postuliert mit der Aussage (frz. *énoncé*) (vgl. Foucault 1981, 41, 115–117 und 170) eine Grundeinheit, die er explizit von der Bindung an traditionelle sprachliche Kategorien löst: „Man findet Aussagen ohne legitime propositionelle Struktur; man findet Aussagen dort, wo man keinen Satz erkennen kann; man findet mehr Aussagen, als man Sprechakte isolieren kann“ (Foucault 1981, 122). Aussagen seien „keine Einheit neben – über oder unter – den Sätzen oder den Propositionen“, sie seien vielmehr „in Einheiten dieser Gattung eingehüllt oder sogar in Zeichenfolgen, die nicht ihren Gesetzen gehorchen“ (Foucault 1981, 161, vgl. 126 und 154). Diese (und andere) Formulierungen sind zwar auch, aber wohl nicht nur als Ausdruck eines Bemühens um Abgrenzung von der damaligen Sprachwissenschaft zu lesen (zum mehr als ambivalenten Verhältnis Foucaults zu dieser Sprachwissenschaft vgl. Busse 1987, 242–245).

Foucaults strikte Differenzierung zwischen Aussagen und Äußerungen (frz. *énonciations*) (vgl. Foucault 1981, 148) wie ebenso seine Betonung, dass die Aussagen eines Diskurses „in ihrer Form verschieden“ und „in der Zeit verstreut“ sind

(Foucault 1981, 49), legen gleichfalls ein transemiotisches Verständnis des Diskurskonzepts nahe. Zudem scheint gerade die geistige Bewegung der Transgression, die für Foucaults Denk- und Schreibstil insgesamt typisch ist, als im Diskursbegriff und in der mit ihm verbundenen Absicht, die mentalitären Prämissen historischen Denkens und Handelns aufzuspüren, angelegt. Das Hinausgehen über bislang übliche Untersuchungseinheiten, die Betrachtung von Gegenständen quer zur traditionellen Sichtweise, das Aufspüren von Verbindungen, die sich zwischen scheinbar vollkommen Disparatem zeigen (bei Foucault etwa zwischen Formeln und Graphiken, aber auch Organisationen, Wirtschaftsformen und sozialen Relationen: vgl. Foucault 1981, 120 und 235), das Überschreiten disziplinärer Grenzen – all das macht die analytische Arbeit sicher unübersichtlicher, birgt aber auch die Möglichkeit, bislang Unbemerktens zu entdecken. Die Bändigung des Diskursbegriffs im Käfig der sprachlichen Zeichenwelt kann deshalb zwar je nach analytischer Absicht durchaus sinnvoll sein, sollte aber nicht zum Grundsatz diskursanalytischer, auch nicht diskurslinguistischer Untersuchungen gemacht werden.

An diesem Punkt drängt sich die Frage auf, ob nicht Foucaults Begriff des Dispositivs – über den in letzter Zeit in kulturwissenschaftlichen Zusammenhängen vermehrt nachgedacht worden ist (vgl. z. B. Agamben 2008; Caborn Wengler u. a. 2013), der allerdings bis jetzt durchaus unterschiedlich gebraucht wird (vgl. etwa Bührmann/Schneider 2013, 22–23 oder Caborn Wengler u. a. 2013, 8–9 und 13) – dem transemiotischen Diskurskonzept, wie es hier entworfen wird, sehr nahe kommt. Wenn Foucault in „Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit“ ‚Dispositiv‘ explizit als „Netz“ zwischen „Elementen“ definiert, die „ein entschieden heterogenes Ensemble“ bilden, „das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie [sic] wie Ungesagtes umfaßt“ (Foucault 1978, 119–120, vgl. für seine weiteren Ausführungen 119–125), dann zielt er offenbar gerade auf die semiotische Aufladung von Verhaltensweisen und Artefakten sowie die Sinn-Beziehungen zwischen materiell sehr unterschiedlichen menschlichen Hervorbringungen ab. Jedoch fügt Foucault hinzu, dass es sich beim Dispositiv um eine „Formation“ handle, „deren Hauptfunktion zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt darin bestanden hat, auf einen *Notstand* (*urgence*) zu antworten. Das Dispositiv hat also eine vorwiegend strategische Funktion“ (Foucault 1978, 120, Hervorhebung im Original). Durch diesen Bezug zum Kalkül und damit implizit auch zu hegemonialen gesellschaftlichen Kräften und deren Bemühungen um Macht(erhalt) weicht das Foucault’sche Dispositiv von unserem transemiotischen Diskurskonzept letzten Endes doch deutlich ab. Zudem spielt der Dispositivbegriff in den Arbeiten Foucaults, die den Diskursbegriff zentral setzen und auf die wir uns hier vorrangig beziehen, praktisch keine Rolle (vgl. Foucault 1981; Foucault 2003; vgl. dagegen Spieß 2013, die einen Vorschlag zur Integration des Dispositivbegriffs in die Diskurslinguistik macht, der auf die Berücksichtigung von Nicht-Sprachlichem zielt).

3 Transsemiotische Diskurslinguistik – Möglichkeiten ihrer Umsetzung

Wenn man das beschriebene transsemiotische und zugleich a-thematische Diskurskonzept für eine konkrete Diskursanalyse nutzen möchte, stellt sich zunächst die Frage, wie man einen Diskurs überhaupt erkennt. Wo soll man Ausschau halten, wenn man annimmt, dass ein Diskurs aus semiotisch unterschiedlichen und raumzeitlich gestreuten Phänomenen besteht, die in sehr verschiedenen Kontexten erscheinen können und nicht zwangsläufig semantisch resp. thematisch aufeinander bezogen sind? Die wiederum vordergründig einfache Antwort lautet: dort, wo zwei oder mehr semiotische Phänomene sich als *potenzielle* Aussagen desselben Diskurses identifizieren lassen, weil sie sinnlich wahrnehmbare Gemeinsamkeiten haben oder, wie Michel Foucault formuliert, weil sie „Träger einer gewissen Regelmäßigkeit“ sind (Foucault 1981, 206, vgl. 170 und 205–206). Die Gemeinsamkeiten können durchaus unterschiedlicher Art sein. Sie liegen irgendwo auf einer langen Achse, die von unmittelbar evidenten Ähnlichkeiten der äußeren Erscheinung (bei sprachlichen Phänomenen können es unter Umständen tatsächlich thematisch-semantische Gemeinsamkeiten sein, die sich in Formulierungsähnlichkeiten äußern) bis hin zu diskreten, aber aufdeckbaren ‚unsinnlichen Ähnlichkeiten‘ (vgl. die Formulierung bei Benjamin 1977, passim) bzw. Homologien entweder der inneren Struktur oder der Position innerhalb einer umfassenderen Struktur reicht. Solche Gemeinsamkeiten erlauben die Hypothese, dass die entsprechenden Phänomene durch dasselbe Formationssystem geprägt sind. Wie oben schon angesprochen, ist die Rede vom ‚Formationssystem‘ dabei ganz wörtlich zu nehmen: Die Bedingungen, aus denen ein Formationssystem besteht, *formieren* Phänomene, indem sie deren sinnlich wahrnehmbare Gestalt, deren innere Struktur und deren strukturelle Position beeinflussen. Die *Formation* hinterlässt nicht immer, aber in aller Regel beobachtbare Spuren, so die Annahme. Je mehr Phänomene zu finden sind, die einerseits empirische Gemeinsamkeiten haben – die also ein semiotisches Muster bilden – und die sich andererseits glaubhaft auf dasselbe postulierte Set mentalitärer Prämissen zurückführen lassen, desto plausibler ist es, dass sich in ihnen ein Diskurs materialisiert, der von diesem Formationssystem bestimmt wird.

Den Anstoß dazu, die Welt um uns herum nach solchen Ähnlichkeiten abzutasten, können Irritationserlebnisse geben. Irritationserlebnisse lassen sich zwar nicht systematisch suchen oder gar intentional erzeugen, bilden unserer Ansicht nach aber aussichtsreiche Hinweise auf Diskurse, die sich gezielt überprüfen lassen. Wir fassen eine Vielzahl von Momenten des ‚Sich-gestört-Fühlens‘ darunter: das Stutzen über Beobachtungen im Alltag, das Innehalten angesichts von Vorkommnissen, die in unserem Erwartungshorizont nicht unterzubringen sind, wie auch das Bemerkens von Kohärenzbrüchen in Handlungsfolgen, von Unvereinbarkeiten zwischen Ereignissen und deren Kontexten oder von stilistischen Unstimmigkeiten. Vielversprechend sind solche Irritationen gerade dann, wenn vorderhand unklar

ist, was genau denn befremdet oder überrascht, in welcher Weise also Erwartungen enttäuscht und eingespielte Deutungsmuster verunsichert werden, und wenn sie sich nicht an einem als singular identifizierbaren Einzelfall festmachen, sondern gerade darin gründen, dass das in Frage stehende Phänomen uns mit dem Anspruch einer gewissen Normalität entgegentritt bzw. sich in einer gewissen Systematizität zeigt – erst Serialität, Regelmäßigkeit oder Musterhaftigkeit erlaubt den Schluss auf ein zugrundeliegendes (neues oder sich veränderndes) Formationssystem. Solche Erlebnisse – so unsere Hypothese – können auf diskursive Veränderungen, auf die Auflösung älterer und/oder auf die Bildung neuer diskursiver Zusammenhänge verweisen. Dabei ist mit Gilles Deleuze davon auszugehen, dass sich diskursive Veränderungen „nicht auf einen Schlag, in einem Satz oder einem Schöpfungsakt, sondern stückweise, mit Überbleibseln, Verschiebungen, Reaktivierungen früherer Elemente“ (Deleuze 1992, 36) vollziehen. Der Sinn einer Diskursanalyse, die von solchen Irritationen ihren Ausgang nimmt, wäre es, die (Re-)Formierung von Diskursen aufzudecken und deren transemiotische Reichweite sowie den damit verbundenen gesellschaftlichen ‚Impact‘ zu verstehen.

In jedem Fall ist es in einer transemiotischen Diskursanalyse erforderlich, zum einen das vermutete semiotische Muster durch zeitlich, räumlich und sozial angelagerte kulturelle Prozesse und Produkte hindurch zu verfolgen und zum anderen den Bedingungen nachzugehen, die für die Prozesse und Produkte, in denen sich das Muster zeigt, als Formationssystem fungieren könnten. Jede transemiotische Diskursanalyse bedarf also der empirischen Exploration und der soziokulturellen Informiertheit – ohne die Auseinandersetzung mit ganz unterschiedlichem empirischen Material und ohne die Kenntnisnahme von Forschungsergebnissen auch aus Nachbardisziplinen wie der Kunstwissenschaft, Literaturwissenschaft, Soziologie, Geschichtswissenschaft, Philosophie, Religionswissenschaft, Volkskunde usw. wird es nicht gehen. Dabei wird man, wenn man die Gemeinsamkeiten zwischen diskursiven Aussagen unterschiedlicher semiotischer Qualität beschreiben und erklären will, einerseits mit Gewinn auf Analysekategorien der genannten Fächer zurückgreifen, andererseits immer wieder die Last bzw. das Vergnügen haben, neue Analysekategorien zu entwickeln, die den gewählten Untersuchungsgegenständen optimal angepasst sind.

Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, dass diskursanalytische Untersuchungen nicht-sprachlicher Phänomene, wenn sie von Linguisten durchgeführt werden, unprofessionell werden können (vgl. Warnke/Spitzmüller 2008, 4–5). Diese Gefahr besteht tatsächlich. Sie trifft jedoch jede Disziplin, welche sich über den eigenen methodisch-theoretischen Tellerrand hinaus diskursanalytisch betätigen möchte und scheint gewissermaßen der Preis dafür zu sein, sich mit einem Phänomen zu befassen, das sich nicht in den jeweils geltenden Grenzen akademischer Disziplinen verorten lässt. Was dann allerdings auch heißt, dass die Ergebnisse transemiotischer Diskursanalysen zwar als fundierte, aber modifizierbare Hypothesen, d. h. als linguistischer Vorschlag, der zur interdisziplinären Diskussion gestellt wird, zu verstehen sind.

4 Beispiel: ‚Spezies‘-Grenzen zwischen Mensch und Tier

Wir exemplifizieren im Folgenden in aller notwendigen Kürze und Skizzenhaftigkeit, was es heißen könnte, ausgehend von einem Moment der Irritation eine transsemiotische Diskursanalyse zu entwickeln. Dabei wollen wir auch illustrieren, dass materiell und semiotisch so unterschiedliche Phänomene wie sprachliche und körperliche Handlungsmuster, onomastische Tendenzen, kulturelle Institutionen oder massenmediale Kommunikate als Aussagen eines Diskurses verstanden werden können. Den Ausgangspunkt unseres Beispiels bildet eine Irritation, von der eine Bekannte einer der Autorinnen berichtete: Sie habe für ihre Katze in der Tierarztpraxis einen Ausweis erhalten, in welchem der Rufname der Katze als ‚Katzenvorname‘ und der Nachname der Besitzerin als ‚Katzennachname‘ aufgeführt sei – analog zu Ausweisen für Menschen. Das irritierende Moment ist hier also ein sprachliches, ist aber nicht an das Sprechen oder Schreiben über das Thema ‚Tiere‘ gebunden: Haustieren wie Hunden und Katzen werden in unserer Kultur im Normalfall nur Rufnamen gegeben, lediglich bei speziellen Rassezüchtungen sind komplexe Namensmuster üblich. Die Übertragung des Nachnamens der Besitzerin auf ihre Katze rückt Letztere ‚namenssemiotisch‘ in einen familiären und damit genealogischen Bezug zu Ersterer, stellt also auf sprachlicher Ebene eine Überschreitung von ‚Spezies‘-Grenzen dar. Ausgehend von dieser Irritation haben wir nach sprachlichen wie nicht-sprachlichen Phänomenen gesucht, die eine Ähnlichkeit mit dieser aufweisen. Viele davon sind für uns ebenfalls in doppeltem Sinne ‚merkwürdig‘:

Die Vergabe von Namen für Haustiere, vor allem für Hunde und Katzen, hat sich in den letzten ca. 30 Jahren allgemein verändert: Erstens gleichen sich die beliebtesten (Vor-)Namen für Haustiere und für Menschen auffallend an – beispielsweise rangieren im Jahr 2013 *Ben*, *Paul*, *Max*, *Emma* und *Lilly* sowohl unter den 20 beliebtesten Namen für Hunde wie auch unter den 20 beliebtesten Namen für Kinder (vgl. etwa <http://www.beliebte-vornamen.de> sowie <http://www.britigite.de/wohnen/tiere/beliebtesten-hundenamen-1148074/>; solche Listen sind zwar je nach Erhebungsmethode mehr oder weniger verlässlich, der angesprochene Trend ist aber mehrfach belegt; vgl. dazu auch Schaab 2012 sowie Anward/Linke 2015). Zweitens nähert sich offenbar ebenso der Entscheidungsprozess bei der Namenswahl für Haustiere demjenigen für Kinder an, was sich daraus schließen lässt, dass sich seit den 1990er Jahren umfangreiche Listen mit möglichen Hunde- und Katzennamen sowohl in Buchform wie auf einschlägigen Internetseiten mehren (vgl. z. B. die Bücher „1000 Katzensnamen“ Linke-Grün 2003 oder „80 000 Hundenamen: Von Aabukir bis ZZ Top. Von Aabdea bis Zyriana. Der passende Namen für jeden Hund“ Klingen 2010). Entsprechende Listen mit Namen für Kinder sind bereits länger verbreitet.

Auf Elternforen werden im Internet Erzählungen über Schwangerschaften und Geburten ausgetauscht. Gleichzeitig kursieren im Internet aber auch Erzählungen

von Schwangerschaft und Geburt bei Haustieren, wobei letztere oft verblüffende Ähnlichkeit mit ersteren haben (vgl. http://www.golden-retriever-moers.de/Welpen/B_Wurf/geburt_b_wurf.htm oder auch <http://www.vom-burgtroll.de/geburtsbericht-c-wurf>; zu den menschlichen Schwangerschafts- und Geburtserzählungen im Internet vgl. Tienken 2013).

In der Presse werden Hunde und Katzen in ‚Human-Touch-Geschichten‘ über prominente und weniger prominente (menschliche) Zeitgenossen in den letzten Jahren häufig explizit als deren ‚Familienmitglieder‘ bzw. als ‚zur Familie gehörig‘ bezeichnet oder aber – nur durch die Angabe der Rassezugehörigkeit überhaupt als Tier identifizierbar – in der Reihe der Familienmitglieder aufgeführt, etwa in Wendungen wie ‚... mit Ehemann Frederik, den Kindern Emma und Linus und Cockerspaniel Freddy‘ (vgl. hierzu ausführlicher Anward/Linke 2015).

Haustiere werden nicht mehr nur in Fernsehsendungen, Filmen, Büchern und Comics, sondern zuletzt zusehends auch in nicht-fiktionalen Texten und Kommunikationsformen ‚animiert‘, d. h. sie treten dort als sprechende bzw. schreibende Wesen auf. So sind z. B. diverse internetbasierte soziale Netzwerke entstanden, auf denen Haustiere ein eigenes Profil unterhalten (vgl. „my social petwork“: <http://www.mysocialpetwork.com/start>; „cutest“: <https://www.cutest.de/>; „dogSpot“: <http://www.dogspot.ch/>; „catSpot“: <http://www.catspot.ch/> usw.). In gewisser Hinsicht als extreme Variante solcher ‚Animation‘ können zudem die (noch?) vereinzelt Fälle gelten, in denen Tiere in Todesanzeigen in der Reihe der trauernden Hinterbliebenen aufgeführt werden. In einer französischsprachigen Todesanzeige in der Neuen Zürcher Zeitung etwa wird in der Liste der Trauernden die Katze der Verstorbenen als erste genannt: „Fatzli, son chat et fidèle compagnon“ (NZZ, 29.10. 2013).

Kleine Hunde (nicht nur *junge* Hunde) werden zunehmend habituell wie kleine Kinder auf dem Arm getragen. Entsprechende (trendsetzende?) Bilder vor allem von weiblichen Prominenten mit ihren Hunden lassen sich in den Printmedien sowie auf Internetseiten in großer Zahl finden, so z. B. bei einer Google-Suche mit den Stichwörtern ‚Hund Paris Hilton‘. Viele dieser kleinen Hunde sind zudem mit Jacken, Pullovern, Hemden oder Halstüchern bekleidet (siehe Abb. 1).

In den vergangenen Jahren sind auffällig viele Friedhöfe und Krematorien für Haustiere und entsprechend auf Tierbestattungen spezialisierte Unternehmen gegründet worden (vgl. u. a. Brandes 2009; für das mediale Echo des Trends zur Tierbestattungen vgl. beispielsweise NZZ, 28.07. 2009: https://www.nzz.ch/in_rti_entsteht_ein_krematorium_fr_tierkadaver-1.3216665). Diese versprechen in ihrer Werbung mitunter „Bestattungen in Würde“ (vgl. etwa die Anzeige des Bestattungsinstituts „an-imals“: http://www.an-imals.de/?gclid=CLeDsO_F1MACFQv4cgod0WEApQ).

Alle genannten Phänomene sind öffentlich und iterativ, d. h. sie lassen sich nicht (mehr) als Einzelfälle, gar als privater ‚Spleen‘ oder individuelle Verhaltensauffälligkeit abtun, sondern sind als kulturelles Phänomen zu betrachten. So haben zwar immer schon einzelne Tierbesitzer ihren Haustieren ein Grab im Garten



Abb. 1: Paris Hilton mit ‚Hundekindern‘ (<http://www.starlounge.de/specials/paris-hilton-hunde-sind-kein-spielzeug-44027/>).

angelegt, die Einrichtung von Haustierfriedhöfen als einer der Öffentlichkeit angebotenen und zugänglichen Institution überführt solche Einzelfälle jedoch in eine unmarkierte kulturelle Praxis.

Es fragt sich nun, ob und in welcher Weise sich diese fraglos erweiterbare Kollektion semiotisch unterschiedlichster Phänomene als Manifestation einer diskursiven Verschiebung verstehen lässt und wie diese allenfalls zu beschreiben wäre. An dieser Stelle sei noch einmal auf die oben bereits getroffene Unterscheidung hingewiesen: Untersuchungen, die sich einem thematisch-textuell bestimmten Diskurs wie etwa dem ‚Klimadiskurs‘ widmen (vgl. Janich/Simmerling 2013), setzen mit der Wahl des Themas zum einen die Existenz des entsprechenden Diskurses, zum anderen das einheitsstiftende Moment dieses Diskurses voraus. Ihre Absicht und Leistung besteht darin, ideologische Stoßrichtungen, argumentative Logiken und gesellschaftliche Implikationen des spezifischen Diskurses kenntlich zu machen und kritisch zu diskutieren. Im Gegensatz dazu geht es einer transsemiotischen Diskursanalyse zunächst einmal darum, das Bestehen eines Diskurses, d. h. die Zugehörigkeit von Phänomenen zu einem Diskurs, sowie das die Phänomene prägende Formationssystem, also das kohärente Set mentalitärer Prämissen, das für ihre Gemeinsamkeiten verantwortlich ist, plausibel zu machen und zu beschreiben. Wenn man dies mit den oben aufgelisteten Beobachtungen versucht, liegt es nahe, diese auf eine – in ihren Grundzügen nicht neue, sich aber offenbar intensivierende und in neuen Ausdrucksformen auftretende – Vermenschlichung von Haustieren zurückzuführen. Unserer Ansicht nach greift diese Deutung jedoch zu kurz und verstellt den Blick auf den eigentlichen diskursiven Charakter wie das

zugrundliegende Formationssystem der Phänomene. Wir schlagen vor, die genannten Phänomene vielmehr als Indikatoren und Wirkungsfaktoren einer Verschiebung bzw. Perforation der geglaubten, gedachten, gefühlten, wahrgenommenen, praktizierten, also der in einem weiten Sinne ‚gewussten‘ ‚Spezies‘-Grenzen zwischen Mensch und Tier zu begreifen – mit der ‚Spezies‘ zunehmend weniger im Sinne einer biologisch-genetisch fundierten, sondern mehr im Sinne einer auf kultureller Zusammengehörigkeit basierenden Klasse konzipiert wird. Das Aufkommen und die Verbreitung der angeführten Phänomene kann als semiotisches Korrelat eines sich wandelnden Sets von Konzeptualisierungen, Überzeugungen, Wertungen und Affektdispositionen bezüglich des Verhältnisses, insbesondere bezüglich der Grenze zwischen Mensch und (Haus-)Tier gelten, mit dem Tiere in neuartiger Weise ‚familienfähig‘ werden (zum Familienkonzept vgl. weiterführend Linke 2001 und van der Woude 2011, hier insbesondere Kapitel 8 und 10). In Zusammenhang stehen könnte diese Modifikation des Weiteren mit der ‚Evolution‘ von Maschinen, die menschenähnlicher operieren als je zuvor – eine Entwicklung, durch welche die ‚Spezies‘-Grenzen sozusagen ‚von der anderen Seite her‘ latent in Frage gestellt werden. Mögen diese Entwicklungen auch sehr heterogen sein – beide lassen Tiere und Menschen stärker als zuvor als in ihrer Kreatürlichkeit miteinander verbunden erscheinen. Dass nicht zuletzt der Umgang mit der Geburt und dem Tod von Tieren in besonderem Maße vom Wandel betroffen ist – das suggeriert wenigstens unsere Beispielliste –, stützt die Annahme dieser Zusammenhänge.

Der postulierten Verschiebung des transsemiotischen Diskurses, dessen Bezugskern die Abgrenzung der ‚Spezies‘ Mensch und Tier voneinander wäre, lassen sich schließlich weitere gegenwärtige Veränderungen zuordnen, die zumindest partiell auch als *thematisch-textuelle* Diskurse, d. h. als Diskurse im üblichen linguistischen Verständnis, charakterisiert werden können. Es handelt sich dabei zum einen um die momentan in neuer Intensität geführte Diskussion darüber, ob Tiere Grundrechte haben sollen, welche im Gesetz festzuschreiben wären (als viel rezipierten Beitrag dazu vgl. exemplarisch Donaldson/Kymlicka 2013, im englischen Original 2011 erschienen), zum anderen um den aktuellen Trend zum Veganismus, der sich nicht nur verhaltenspraktisch, sondern auch in der verstärkten massenmedialen Thematisierung dieser Praxis sowie in entsprechenden Institutionalisierungen zeigt (vgl. etwa die 2011 erfolgte Gründung der *Veganen Gesellschaft Schweiz* (VGS): <http://www.vegan.ch/die-vgs/>). Darüber hinaus ist an die rasche rezente Etablierung der *Human-Animal Studies* in den Kulturwissenschaften zu denken, für die unterdessen eine ganze Reihe von Einführungs- und Übersichtswerken vorliegt (vgl. u. a. DeMello 2012; Gross/Vallely 2012; Marvin/McHugh 2014) und die gerade dadurch, dass sie nach dem heutigen und historischen sozialen und kulturellen Status von Tieren fragen, ein Indiz dafür sind, dass dieser Status in einem größeren Wandel begriffen ist. In den drei genannten diskursiven Bereichen wird das Verhältnis von Mensch und (Haus-)Tier weniger ‚performativ‘ bestimmt als in den

oben aufgelisteten Beobachtungen. Vielmehr wird dieses Verhältnis *explizit thematisiert*, wobei es in allen drei Bereichen in erster Linie um die (alltagspraktische, rechtliche, moralische) *Haltung* des Menschen gegenüber dem Tier geht. Insofern auch sprachliche Phänomene mit thematisch-semantischen Gemeinsamkeiten zu den Elementen eines transsemiotischen Diskurses gehören können, sehen wir die angesprochenen drei Diskussionszusammenhänge als Signifikanzen des von uns angenommenen transsemiotischen Diskurses.

5 Fazit: Transsemiotische Diskurslinguistik und Wissen

Mit dem transsemiotischen Diskurskonzept steht ein begriffliches Werkzeug für einen analytischen Zugriff auf sinnliche und unsinnliche Ähnlichkeiten bereit, die nicht nur Sprachliches unterschiedlichster Systematik, sondern auch Sprachliches mit der Welt des nicht-sprachlichen Handelns und der Welt der Dinge verbinden.

Welches Wissen lässt sich damit gewinnen? Die allgemeinste Antwort, die sich geben lässt, lautet: ein Wissen über Zusammenhänge, und zwar auch und gerade über Zusammenhänge, die den Menschen, die in ihnen agieren, selbst nicht (explizit) bewusst sind und die zwischen empirischen Phänomenen und zwischen Lebensbereichen bestehen, die im kulturellen Bewusstsein nicht notwendig ‚zusammengedacht‘ werden und die – mit Blick auf wissenschaftliche Analysen – traditionell von verschiedenen Disziplinen erforscht werden. Transsemiotische Diskurslinguistik kann nicht-evidente synchrone und diachrone semiotische Muster und kulturelle Interdependenzen aufzeigen und erfüllt, wenn sie dies leistet, einen der wichtigsten Grundaufträge der Geisteswissenschaften überhaupt.

Besonders wichtig daran ist, dass die Phänomene, die sich als Aussagen eines Formationssystems identifizieren lassen, nicht nur Indikatoren dieses Formationssystems, sondern auch Wirkungsfaktoren dessen sind. Sie verstärken und verfestigen die mentalitären Prämissen, von denen sie geprägt sind, d. h. sie *verselbstverständlich* das Wissen, das sie formiert. Das gilt fraglos für sprachliche Äußerungen, denen sich eine Proposition zuweisen lässt. Noch mehr aber trifft es wohl auf sprachliche Bezeichnungen, Handlungen und komplexere Kommunikationsmuster, auf nicht-sprachliche Bilder, Objekte oder Alltagspraktiken zu, die *keine* propositionale Struktur haben. Was keine Proposition hat, ist nämlich nicht negierbar: Es ist nicht möglich, propositionslose semiotische Phänomene zu bestreiten, zu sagen, dass sie falsch oder unzutreffend sind, und sich dadurch von ihnen abzugrenzen oder zu distanzieren. Während man bei sprachlichen Äußerungen, in denen man nicht oder nicht ohne Weiteres eine oder mehrere Propositionen erkennen kann, in vielen Fällen immerhin noch deren Implikationen und Präsuppositionen argumentativ anzweifeln kann, ist selbst diese Distanzierungsoperation

bei nicht-sprachlichen Phänomenen oft nicht ohne Schwierigkeiten möglich. Die einzigen Optionen für abwehrende, widerständige, ‚negative‘ Reaktionen auf sie sind häufig affektiv-evaluative Positionierungen wie ‚Etwas-blöd-Finden‘ oder ‚Sich-über-etwas-lustig-Machen‘. Nicht-negierbare semiotische Produkte und Prozesse haben folglich eine besonders ausgeprägte Suggestiv- oder Prägekraft, so scheint es. Transsemiotische Diskurslinguistik könnte diese Kraft sowohl empirisch aufzeigen als auch theoretisch genauer ausarbeiten und dadurch einen wichtigen Beitrag zu einer kulturanalytischen Linguistik leisten, die sich mit der kulturellen Wirkmächtigkeit von Sprache und Zeichen, Sprachgebrauch und Zeichengebrauch auseinandersetzt.

6 Literatur

- Agamben, Giorgio (2008): Was ist ein Dispositiv? Berlin/Zürich.
- Angermüller, Johannes u. a. (Hg.) (2014): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. 2 Bde. Bielefeld.
- Anward, Jan/Angelika Linke (2015): Familienmitglied *Vofflan*. Zur sprachlichen Konzeptualisierung von Haustieren als Familienmitglieder. Eine namenspragmatische Miniatur anhand von Daten aus der schwedischen Tages- und Wochenpresse. In: Beiträge zur Namenforschung 50, 77–96.
- Benjamin, Walter (1977): Lehre vom Ähnlichen; Über das mimetische Vermögen. In: Rolf Tiedemann u. a. (Hg.): Gesammelte Schriften. Bd. II, 1. Frankfurt a. M., 204–212.
- Bloom, Claudia u. a. (2000): Linguistische Diskursanalyse. Überblick, Probleme, Perspektiven. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 86, 3–19.
- Brandes, Stanley (2009): The meaning of American pet cemetery gravestones. In: Ethnology 48, 99–118.
- Bührmann, Andrea D./Werner Schneider (2013): Vom ‚discursive turn‘ zum ‚dispositive turn‘? Folgerungen, Herausforderungen und Perspektiven für die Forschungspraxis. In: Joannah Caborn Wengler u. a. (Hg.): Verortungen des Dispositiv-Begriffs. Analytische Einsätze zu Raum, Bildung, Politik. Wiesbaden, 21–35.
- Busse, Dietrich (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart.
- Busse, Dietrich/Wolfgang Teubert (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Dietrich Busse u. a. (Hg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen, 10–28.
- Busse, Dietrich (2013): Linguistische Diskurssemantik. Rückschau und Erläuterungen nach 30 Jahren. In: Dietrich Busse/Wolfgang Teubert (Hg.): Linguistische Diskursanalyse. Neue Perspektiven. Wiesbaden, 31–53.
- Caborn Wengler, Joannah u. a. (Hg.) (2013): Verortungen des Dispositiv-Begriffs. Analytische Einsätze zu Raum, Bildung, Politik. Wiesbaden.
- Caborn Wengler, Joannah u. a. (2013): Einführung. Zum Potenzial des Foucaultschen Dispositivkonzepts. In: Joannah Caborn Wengler u. a. Kumięga (Hg.): Verortungen des Dispositiv-Begriffs. Analytische Einsätze zu Raum, Bildung, Politik. Wiesbaden, 7–17.
- Deleuze, Gilles (1992): Foucault. Frankfurt a. M.
- DeMello, Margo (2012): Animals and Society. An Introduction to Human-Animal Studies. New York.
- Donaldson, Sue/Will Kymlicka (2013): Zoopolis. Eine politische Theorie der Tierrechte. Berlin.

- Dreyfus, Hubert L./Paul Rabinow (1994): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. 2. Aufl. Weinheim.
- Faulstich, Katja (2008): Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Felder, Ekkehard/Jörn Stegmeier (2012): Diskurstheoretische Voraussetzungen und diskurspraktische Bewertungen. Diskurse aus sprachwissenschaftlicher Sicht am Beispiel des Sterbehilfe-Diskurses. In: Michael Anderheiden/Wolfgang Eckart (Hg.): Sterben in der modernen Gesellschaft. Menschenwürde und medizinischer Fortschritt. Ein Handbuch. Berlin/Boston, 375–415.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (2003): Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralph Konersmann. 9. Aufl. Frankfurt a. M.
- Fraas, Claudia/Stefan Meier (2013): Multimodale Stil- und Frameanalyse – Methodentriangulation zur medienadäquaten Untersuchung von Online-Diskursen. In: Kersten S. Roth/Carmen Spiegel (Hg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin, 135–161.
- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse – Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. In: Ingo H. Warnke (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York, 27–52.
- Gross, Aaron/Anne Valley (Hg.) (2012): Animals and the Human Imagination. A Companion to Animal Studies. New York.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Andreas Gardt u. a. (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen, 69–101.
- Janich, Nina/Anne Simmerling (2013): ‚Nüchterne Forscher träumen ...‘ Nichtwissen im Klimadiskurs unter deskriptiver und kritischer diskursanalytischer Betrachtung. In: Ulrike H. Meinhof u. a. (Hg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin, 65–100.
- Jung, Matthias u. a. (Hg.) (1997): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über ‚Ausländer‘ in Medien, Politik und Alltag. Opladen.
- Jung, Matthias u. a. (Hg.) (2000): Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden.
- Karg, Ina (2013): ‚Bildung‘ – Facetten einer Redeführung. In: Ulrike H. Meinhof u. a. (Hg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin, 101–120.
- Klingen, Hans-Gerd (2010): 80000 Hundenamen. Von Aabukir bis ZZ Top. Von Aabdea bis Zyriana. Der passende Namen für jeden Hund. Stuttgart.
- Klug, Nina-Maria (2013): Bilder als Texte. Methoden einer semiotischen Erweiterung angewandter Diskursanalyse. In: Kersten S. Roth/Carmen Spiegel (Hg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin, 163–187.
- Linke, Angelika (2001): Zur allmählichen Verfertigung soziokultureller Konzepte im Medium alltäglichen Sprachgebrauchs. In: Andrea Lehr (Hg.): Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Berlin/New York, 373–388.
- Linke, Angelika (2015): Entdeckungsprozeduren. Oder: Wie Diskurse auf sich aufmerksam machen. In: Heidrun Kämper/Ingo H. Warnke (Hg.): Diskurs – interdisziplinär. Berlin, 63–85.
- Linke-Grün, Gabriele (2003): 1000 Katzennamen. München.
- Marvin, Garry/Susan McHugh (Hg.) (2014): Routledge Handbook of Human-Animal Studies. London.
- Meier, Stefan (2008): Von der Sichtbarkeit im Diskurs – Zur Methode diskursanalytischer Untersuchung multimodaler Kommunikation. In: Ingo H. Warnke/Jürgen Spitzmüller (Hg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York, 263–286.

- Meier, Stefan (2011): Multimodalität im Diskurs. Konzept und Methode einer multimodalen Diskursanalyse. In: Reiner Keller u. a. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1. 3. Aufl. Wiesbaden, 499–532.
- Meier, Stefan (2013): Stil im Diskurs. Überlegungen zu einer stilorientierten Diskursanalyse multimodaler Kommunikation. In: Ulrike H. Meinhof u. a. (Hg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin, 373–394.
- Niehr, Thomas (2014): Einführung in die linguistische Diskursanalyse. Darmstadt.
- Reisigl, Martin (2013): Die Stellung der historischen Diskurssemantik in der linguistischen Diskursforschung. In: Dietrich Busse/Wolfgang Teubert (Hg.): Linguistische Diskursanalyse. Neue Perspektiven. Wiesbaden, 243–271.
- Reisigl, Martin/Ingo H. Warnke (2013): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription, Präskription und Kritik. Eine Einleitung. In: Ulrike H. Meinhof u. a. (Hg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin, 7–35.
- Reisigl, Martin/Alexander Ziem (2014): Diskursforschung in der Linguistik. In: Johannes Angermüller u. a. (Hg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Bd. 1. Bielefeld, 70–110.
- Roth, Kersten S./Carmen Spiegel (2013): Umriss einer Angewandten Diskurslinguistik. In: Kersten S. Roth/Carmen Spiegel (Hg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin, 7–15.
- Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt a. M.
- Schaab, Eva (2012): Von ‚Bello‘ zu ‚Paul‘. Zum Wandel und zur Struktur von Hunderufnamen. In: Beiträge zur Namenforschung 47, 131–161.
- Schröter, Juliane (2011): Offenheit. Die Geschichte eines Kommunikationsideals seit dem 18. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Spieß, Constanze (2011): Diskurshandlungen. Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte. Berlin/Boston.
- Spieß, Constanze (2013): Texte, Diskurse und Dispositive. Zur theoretisch-methodischen Modellierung eines Analyserahmens am Beispiel der Kategorie ‚Schlüsseltext‘. In: Kersten S. Roth/Carmen Spiegel (Hg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin, 17–42.
- Spieß, Constanze (2014): Sprachstrukturelle Ebenen, linguistische Methoden und Perspektiven der Diskurslinguistik. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2/14, 184–203.
- Spitzmüller, Jürgen/Ingo H. Warnke (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin/Boston.
- Spitzmüller, Jürgen (2013): Diskurslinguistik und Stilistik: Gemeinsame Wege zur sozialen Praxis. In: Kersten S. Roth/Carmen Spiegel (Hg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin, 61–71.
- Tienken, Susanne (2013): ‚Sharing‘. Zum Teilen von Erzählungen in Onlineforen. In: Laura Alvarez López u. a. (Hg.): Computer Mediated Discourse across Languages. Stockholm, 17–43.
- Van der Woude, Ida N. (2011): ‚Familie‘ als Diskursobjekt. Veränderungen im Spiegel des Sprachgebrauchs der Presse seit den 1960er Jahren in Deutschland und Schweden. Linköping.
- Warnke, Ingo H. (Hg.) (2007): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York.
- Warnke, Ingo H. (2007): Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: Ingo H. Warnke (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York, 3–24.
- Warnke, Ingo H./Jürgen Spitzmüller (Hg.) (2008): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York.

- Warnke, Ingo H./Jürgen Spitzmüller (2008): Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: Ingo H. Warnke/Jürgen Spitzmüller (Hg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York, 3–54.
- Warnke, Ingo H. (2013): Urbaner Diskurs und maskierter Protest – Intersektionale Feldperspektiven auf Gentrifizierungsdynamiken in Berlin Kreuzberg. In: Kersten S. Roth/ Carmen Spiegel (Hg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin, 189–221.
- Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründungen einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen.
- Wengeler, Martin (2013): ‚Unsere Zukunft und die unserer Kinder steht auf dem Spiel.‘ Zur Analyse bundesdeutscher Wirtschaftskrisen-Diskurse zwischen deskriptivem Anspruch und diskurskritischer Wirklichkeit. In: Ulrike H. Meinhof u. a. (Hg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin, 37–63.
- Wengeler, Martin/Alexander Ziem (2014): Wie über Krisen geredet wird. Einige Ergebnisse eines diskursgeschichtlichen Forschungsprojekts. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 173, 52–74.
- Alle erwähnten Internetadressen wurden zuletzt am 16.09.2014 besucht.